

Nr. 43. Posen, den 22. Oktober. 1893.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Suchen Sie jetzt nach Fußspuren," sagte der Inspektor, „auf diesem weichen Grund müssen solche sicherlich zu finden sein."

Doch dies war nicht so leicht. Man konnte wohl mit einem Blick sehen, daß der Grund niedergetreten war, aber das war Alles. Der elastische Erdboden zeigte den Eindruck von Füßen in Folge des Sprunges, aber jeder bestimmte Umriß war verschwunden, als ob man in Sand oder Schnee geschrieben hätte und dann darüber hingefahren wäre. Nur hier und da sah man den tieferen Eindruck von einem Absatz, aber Fußspuren von bestimmteren Umrissen waren nicht zu finden.

Ueberdies waren dieselben auf die Stelle unter dem Anbau beschränkt, daneben war ein Kiesweg, welcher sich um das Haus und bis zur Pforte hinzog. Augenscheinlich war die fremde Frau diesen Kiesweg entlang gegangen, welcher keine Spur hinterließ, und war dann durch die Vorthüre hinausgegangen, welche nur mit einer Klinke verschlossen war.

„Wir haben es mit einer sehr schlauen Person zu thun," sagte Sergeant Power zu dem Inspektor, „sehen Sie, nicht eine einzige Spur ist zu finden. Alles ist sorgfältig und mit Ueberlegung ausgeführt worden."

Mister Gadd ließ den Kopf hängen. „Die Sache ist doch schwieriger, als ich gedacht habe, ich fürchte, sie wird uns viel zu schaffen machen. Ich sehe, es wird ohne Detectives nicht gehen, und ich glaube, sie werden auch keine leichte Arbeit haben."

Der junge Sergeant schwieg einen Augenblick, weniger in Folge der Bemerkung des Inspektors, als weil er in Gedanken versunken war.

„Eins fällt mir auf," sagte er, „was Sie ohne Zweifel auch schon bemerkt haben, der Verbrecher muß mit dem Hause wohl bekannt gewesen sein. Ein Fremder würde von dem Anbau und von diesem leichten Weg, aus dem Hause zu kommen, nichts gewußt haben."

Es ist zweifelhaft, ob der Inspektor von sich aus die Bedeutung dieser Umstände so recht erkannt hätte, er war jedoch im Stande, eine Sache zu begreifen, wenn sie ihm erklärt wurde, und so nickte der Inspektor zustimmend.

„Es war auch ein Brief da," fügte der Sergeant hinzu, „dieser muß von irgend Jemand gekommen sein, der sich schon in der Stadt befand. Verlassen Sie sich darauf, die Frau, die wir suchen, war schon früher als gestern Abend hierher gekommen und wir müssen Spuren von ihr finden. Und hier ist auch etwas, was ich oben fand und was ich Ihnen zeigen muß."

Mit diesen Worten überreichte der Sergeant dem Inspektor jenen Papierschnitzel, welcher bei seiner ersten Besichtigung des Zimmers ihn in solches Erstaunen versetzt hatte.

Der Inspektor schien ihm jedoch wenig Bedeutung beizulegen. „Was ist das?" sagte er, „das ist in einer fremden Sprache geschrieben, wir müssen Jemand aufsuchen, um es übersetzen zu lassen.

„Ich glaube, das kann ich besorgen", erwiderte der junge Sergeant, „es ist Französisch und ein Theil eines Briefes, es sind nur vier Worte übrig, welche leicht zu verstehen sind. Hier oben steht: „Pas de bêtises!" „Keine Dummheiten" und weiter unten in der Ecke steht das Wort: „raisonnable" — „vernünftig". Der Schreiber wollte also sagen: „keine Uebereilung, sei vernünftig."

Die Leichtigkeit, mit welcher der Sergeant die Worte übersetzte, welche dem Verständniß des Inspektors verschlossen waren, setzte den Letzteren in Erstaunen. Gewöhnliche Polizeibeamte, selbst Sergeanten, können sich in der Regel keiner ausgedehnten Sprachkenntnisse rühmen.

„Ich wußte nicht, daß Sie französisch verstehen," sagte der Inspektor.

Der junge Sergeant zog die Stirne zusammen, als ob unangenehme Gedanken in ihm erwacht seien. „Vor einigen Jahren habe ich in Frankreich gelebt", erwiderte er in gleichgiltigem Tone, „und etwas von der Sprache aufgeschnappt."

„Für jetzt scheint uns dieser Papierschnitzel wenig nützen zu können", fuhr Mister Gadd fort und steckte ihn ein. „Aber es ist die Handschrift eines Mannes, das ist klar, und außerdem ist es eine sehr eigenthümliche Schrift."

„Ja, sehr eigenthümlich," erwiderte der Sergeant zögernd.

„Jetzt bleibt noch etwas Wichtiges zu thun", sagte der Inspektor; „das Signalement der Frau, welche in der letzten Nacht hier war, muß an jeden Hafen und nach allen Städten des Königreichs telegraphirt werden; ich werde einem Manne auftragen, das zu besorgen. Ah, hier kommt Doktor Allen."

Der Arzt, welcher nicht so schnell zu finden gewesen war, begrüßte den Inspektor, mit dem er bekannt war, und nachdem er einen kurzen Bericht über den Fall angehört hatte, ging er nach oben, um die Leiche zu besichtigen. Nach dem, was er

gehört hatte, schien dies keine langwierige Aufgabe zu sein. Er fand, daß die Arterien auf der linken Seite des Halses vollständig und überhaupt der ganze Hals bis zur Wirbelsäule mit einer mächtigen Waffe durchschnitten war. Diese Waffe mußte eine starke Klinge gehabt haben; vielleicht war es auch ein scharfes Rasirmesser gewesen. Der Tod mußte fast sofort eingetreten sein, und zehn oder elf Stunden waren seit dem letzten Athemzug der Unglücklichen verflossen. Aber bei näherer Besichtigung des Körpers erwartete ihn eine Ueberraschung.

Unter dem rechten Arme war mit sicherer Hand ein Einschnitt gemacht worden: ein viereckiges Stück Fleisch war ausgeschnitten worden. Doktor Allen konnte einen Ausruf des Erstaunens und Schreckens nicht zurückhalten.

„Das ist nach dem Eintritt des Todes geschehen", sagte er zu dem Inspektor und dem Sergeanten, welche neben ihm standen, „aber zu welchem Zweck?"

„Der Grund liegt auf der Hand," bemerkte der junge Sergeant, welcher die Untersuchung des Arztes mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt hatte. „Die Ermordete hatte dort irgend ein Mal- oder Abzeichen und dieses ist ausgeschnitten worden, um zu verhindern, daß sie durch eine Beschreibung desselben erkannt werden könnte. Wir haben es mit keinem gewöhnlichen Verbrecher zu thun, sondern mit Jemand, der sehr schlau und überlegt vorging — der in seiner Art ein wirklicher Meister ist."

6.

Sergeant Power sprach mit ungewöhnlicher Erregung und Energie. Dem Inspektor mußten die vorzüglichen Eigenschaften auffallen, welche sich so unerwartet in seinem Untergebenen entwickelt hatten. In Wirklichkeit wußte man in Sandbank sehr wenig von Robert Power; er war der jüngste Sergeant, da er erst 27 Jahre alt war; und wahrscheinlich gab es keinen jüngeren Beamten seines Ranges in der ganzen Provinz. Seine Beförderung war nicht in Folge langen Dienstes erfolgt, — er war erst drei oder vier Jahre im Dienste gewesen, als er befördert wurde — sondern durch einen günstigen Zufall veranlaßt worden.

Etwa ein Jahr vor dem Mord in der Rob Roy Villa hatten einige verwegene Verbrecher Sandbank zum Schauplatz ihrer unangenehmen Thätigkeit gewählt. In einer schönen Villa wohnte ein angesehener Mann, Abre Kingsford, der Friedensrichter und ein Mann von großem Reichthum war. Jedermann wußte, daß das Haus eine große Menge kostbares Silberzeug enthielt. Power war nun in einer Nacht zufällig in der Nachbarschaft von Kingsford's Haus auf Wache. Ein Boot fuhr auf der See an ihm vorüber. Das war in jener Gegend zwar durchaus nichts Ungewöhnliches, aber sein scharfes Auge bemerkte, daß die beiden Männer, welche in dem Boot saßen, beim Vorüberfahren ihre Gesichter zu verbergen suchten. Sofort erwachte sein Verdacht. Er kannte die Oertlichkeit wohl und wußte, daß von allen reichen Wohnhäusern in dieser Gegend das von Kingsford jedenfalls am meisten die Gier der Verbrecher zu erregen geeignet war. Ein gewöhnlicher Schutzmann hätte es vielleicht für das Beste gehalten, sich vor diesem Hause aufzustellen und zu warten, aber Power handelte ganz anders.

Er ging in ruhigem Schritt in entgegengesetzter Richtung weiter und unterließ es sogar, sich umzusehen, um sich zu überzeugen, ob irgend Jemand ihn beobachte. Dann untersuchte er umständlich verschiedene Hausthüren und verschwand dabei plötzlich hinter einer Ecke. Auf einem Umwege eilte er dann zurück und stellte sich auf der Rückseite von Kingford's Hause auf. Sein Plan war richtig gewesen: ein dumpfes Geräusch belehrte ihn, daß Einbrecher bei der Arbeit waren. Er verbarg sich, ließ sie weiter arbeiten und hielt seinen Stab, die einzige Waffe der englischen Polizisten, bereit. Dann als eine Glasthüre an einer Seite des Hauses unvorsichtigerweise geöffnet wurde, trat er hinein und mit einem wohlgezielten Schlage seines Stabes schlug er den ersten Mann nieder, der ihm in den Weg kam. Dann wandte er sich mit seiner Laterne einem Zweiten zu, welcher eben beschäftigt war, einen Wandschrank auszuräumen, und befahl ihm, sich zu ergeben. Ein Schuß aus einem Revolver, dessen Kugel die Schulter des jungen Polizisten streifte, war die Antwort. Robert Power ergriff entschlossen den Menschen. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, aber der Polizist siegte. Die Waffe wurde dem Einbrecher entwunden und dieser gefesselt.

Dann wurden Mister Kingsford und die Diener des Hauses, welche durch den Schuß schon erweckt waren, noch mehr aufgeschreckt durch lebhaftes Ziehen Powers an der Hausglocke und kamen herab.

Die Einbrecher waren gefährliche Verbrecher, welche die Polizei schon lange suchte. Power erntete für sein kaltblütiges und muthiges Benehmen reiches Lob und Mister Kingsford vergaß den wichtigen Dienst nicht, den Power ihm geleistet hatte. Es fiel ihm an dem Polizisten noch mehr auf, als seine Tapferkeit. Power war verwundet, aber er gab den Dienstleuten genaue und bestimmte Anweisung, wie sie die Wunde behandeln und verbinden sollten.

Kingsford stand daneben, ganz verwundert über diese chirurgische Geschicklichkeit und nicht weniger auch über Power's Ausdrucksweise, welche sich bedeutend von derjenigen gewöhnlicher Polizisten unterschied.

„Bitte, mein Lieber," sagte er, „was waren Sie früher, ehe Sie in den Dienst eintraten?"

Power, immer noch erregt in Folge des kürzlichen Kampfes mit den beiden Einbrechern, blickte Mister Kingsford offen in's Gesicht:

„Sie werden ohne Zweifel im Leben Leuten schon begegnet sein, welche Schiffbruch gelitten haben," erwiderte er etwas bitter, „wenn ich Einer von diesen bin, so ist der Grund dafür gleichgiltig für Sie. Uebrigens bin ich ganz zufrieden und verlange nichts Besseres."

Mister Kingsford besaß so viel Takt, daß diese Andeutung genügte, aber er erzählte seiner Frau noch in derselben Nacht, daß bei der Polizei in Sandbank eine eigenthümliche Person angestellt sei. „Es ist ein Mann von Erziehung, ein vollkommener Gentleman, mit dem Wesen eines Prinzen," sagte er. „Ich muß für diesen Menschen etwas thun!"

Es konnte ihm, einem angesehenen Beamten, nicht schwer fallen, seine Dankbarkeit anders, als durch eine Belohnung auszudrücken, welche, wie er im Voraus wußte, der junge Polizist zurückgewiesen hätte. Die vorgesetzte Behörde erhielt einen höflichen Hinweis darauf, daß die Beförderung eines so ausgezeichneten Beamten, wie Robert Power es sei, höchst wünschenswerth wäre, und als seine Wunde geheilt war, zog Power einen Rock mit silbernen Tressen an und wurde Sergeant Power Nr. 21.

Der neue Sergeant war in der That eine sehr schöne Erscheinung. Viele Stubenmädchen lächelten ihm zu, und manche Köchin wäre nur zu gern bereit gewesen, diesen stattlichen Beamten mit seinen breiten Schultern, seinen scharfen, aber ehrlichen grauen Augen und dem sanften, seidenen braunen Barte zu den reichlichen Genüssen einzuladen, welche die Ueberreste des Mittagstisches gewähren konnten, und sogar eine wohlhabende Wittwe, welche nicht weniger als drei Häuser in Sandbank besaß, gab sich Mühe, mit dem jungen Sergeanten bekannt zu werden; das geschah aus romantischeren Gründen, als dem gewöhnlichen Wunsch, mit der Polizei auf gutem Fuße zu bleiben. Aber Power achtete nicht auf die Köchinnen und Wittwen und behielt sein zurückhaltendes Wesen. Gegen seine Kameraden war er höflich, hielt sich aber fern von ihnen, so weit es der Dienst erlaubte, und manche waren ihm dafür wenig gewogen. Doch seine Pünktlichkeit im Dienst befriedigte, die Art, wie er seine Obliegenheiten erfüllte, war jedoch die eines Menschen, welcher kein besonderes Interesse für seinen Beruf empfindet, und für welchen derselbe nichts weiter bedeutet, als ein Mittel zum Leben. Es mußte in seinem Leben ein Geheimniß geben. In der Nacht des Einbruchs war auch Kingsford zu dem Schluß gekommen; aber weder er noch sonst Jemand in Sandbank kannte die Wahrheit.

Als Robert Power am Morgen nach dem Mord in der Hamiltonstraße das Stück eines Briefes in der Hand hielt, dessen Anblick jenen Ausruf des Erstaunens veranlaßt hatte, erwachte seine ganze Vergangenheit wieder in seiner Erinnerung, ebenso wie man in einem Traum von wenigen Sekunden ein ganzes Menschenalter zu durchleben glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Brandenburgische Husaren.

Zur Erinnerung an die Völkerschlacht von Leipzig.

Von Max Montani.

(Nachdruck verboten.)

Vor mir liegt ein Stoß alter, vergilbter Blätter; zwischen ihnen verwahrt ist ein kleiner Kranz von Eichenlaub, ebenso welk, ebenso vergilbt, wie jene. Gar mancher meiner Freunde hat schon diese Blätter und diesen Kranz gesehen und schon mancher hat sie kaum eines Blickes gewürdigt.

Mir aber sind sie ein Heiligthum, theuer und kostbar; sie enthalten die Aufzeichnungen meines Großvaters, der als blutjunges Bürschchen bei dem großen Völkerfrühling 1813 die Universität verlassen hat und auf des Königs Ruf in die Armee getreten war. Den Eichenkranz aber hat er sich selbst gewunden, als er am fünfzigjährigen Todestage Theodor Körner's, des unsterblichen Sängers von „Leier und Schwert“ an dessen Grabe bei Wöbbelin in mecklenburgischer Haide stand — selbst schon ein Greis, in dem aber noch Jugendfeuer und Jugendmuth wohnte.

Manchmal schon habe ich jene vergilbten Blätter geöffnet, und stets waren solche Stunden für mich Stunden der Weihe. Weht es mich doch daraus an, wie ein Hauch jenes Völkerfrühlings, der unseres Volkes größte Zeit verkündigte!

„Brandenburgische Husaren!“ So steht auf dem Titelbogen.

Wer, der ein Herz und ein Auge hat für unsere Armee, kennt die Truppe nicht! Wer weiß nicht, wie sie vor nunmehr achtzig Jahren unter ihres Kommandeurs, Majors von Sohr Führung Lorbeeren um Lorbeeren gepflückt hat!

Wahrlich, es war ein lustiges Reiten von der Katzbach bis zur Pleiße und Elster! Von der Katzbach, wo Vater Blücher zuerst der erstaunten Welt zeigte, daß man den bisher verpfuschten Feldzug, der uns von Groß-Görschen bis hinter die Oder geführt hatte, wieder gut machen könne, bis zur Pleiße und Elster, an deren Ufern jenes furchtbare Ringen stattfand, in dem das Genie und die kühle Berechnung des größten Schlachtenmeisters wohl aller Zeiten der ungestümen Tapferkeit und glühenden Begeisterung seiner Gegner unterlag.

Und daran haben „Brandenburgische Husaren“ keinen kleinen Antheil.

Am 14. Oktober noch befand sich das Hauptquartier des Generals von York, zu dessen Corps die brandenburgischen Husaren gehörten, in Halle a. S. Die Einwohner der Stadt konnten sich nicht Genüge leisten, die Sieger von der Katzbach und von Wartenburg zu feiern. Ein großer akademischer Kommers fand statt und daran nahmen sie alle Theil, die jetzt den Degen so trefflich zu führen wußten: da rief der alte Oberst von Horn, der jetzige Brigadier und frühere von seinen Soldaten verehrte Kommandeur des Leibregiments sein Smollis dem edlen Heinrich von Krosigk zu, der einst auf Befehl des Königs Jérôme verhaftet worden war, weil er aus seinem Patriotismus kein Hehl machte, und dessen Güter man konfiszirt hatte; da trank der Kammerpräsident von Wedell, der als Gemeiner eintreten wollte, aber vom König zum Major ernannt war, mit dem stets schlagfertigen General von Hünerbein, und da fanden sich auch die kühnen Reiterführer des York'schen Korps, der nimmermüde Katzeler, der geborene Avantgardenführer, der kühne Jürgas und der unvergleichliche Sohr zusammen, um beim Becherklang für einige Stunden des Krieges Leid und Weh zu vergessen.

Für einige Stunden nur! Denn bald kam der Befehl zum Aufbruch. Der eiserne Ring, den die verbündeten Armeen um Napoleon in der Leipziger schlachtberühmten Ebene geschlossen hatten, mußte festgeschmiedet werden, so daß es für die Franzosen kein Entrinnen mehr gab. So mußte also die freundliche alte Saalestadt verlassen werden, und gar mancher von denen, die jetzt auszogen, sollte sie niemals wieder sehen.

Am 16. Oktober 1813 befand sich York mit seinem Generalstab in dem Städtchen Schkeuditz, etwa 1½ Meile nordwestlich von Leipzig gelegen. In einem schlichten Wirthshause an der Straße, die von Leipzig nach Halle führt, saß er mit seinen Offizieren beim Frühstück, als plötzlich der erste Kanonenschuß durch die Luft dröhnte.

Mit sehr ernstem Gesicht erhob sich York, nahm sein Glas in die Hand und sagte laut seinen Lieblingsspruch:

„Anfang, Mitt' und Ende,
Herr Gott, zum Besten wende!“

Und dann ging's zu Pferd: die Schlacht von Möckern hatte begonnen. Und vom Süden Leipzigs her vernahm man deutlich den Kanonendonner von Wachau und Liebertwolkwitz, wo Preußen, Oesterreicher und Russen vereint gegen Napoleon kämpften.

York dirigirte den Angriff auf das Dorf Möckern, das Centrum der feindlichen Stellung. Es war von den französischen Garden, die hier unter dem Befehl des Marschalls Marmont fochten, zu einer Festung umgewandelt worden. Aus jedem Hause blitzten zahllose Schüsse, von den Dächern herab knallten die Gewehre, und in den Gassen waren Batterien aufgefahren, die mit einem vernichtenden Kartätschenhagel das Terrain bestrichen. Aber muthig stürmten die preußischen Truppen gegen das Dorf an.

Jenseits der großen Straße, die von Halle nach Leipzig führt, hielt als Reserve die gesammte Kavallerie des York'schen Korps. Zunächst die Brandenburgischen Husaren unter Sohr, dann die litthauischen Dragoner, die mecklenburgischen Husaren.

Ruhig ritt Sohr vor der Front auf und nieder.

„Daß Ihr mir heute Euren Mann steht!“ rief er.

Ein jubelnder Zuruf antwortete ihm — er wußte, daß er sich auf seine Brandenburger verlassen konnte.

„Hier müssen wir heute glatten Tisch machen,“ fuhr er fort, „dann denke ich, wird die Bonaparte'sche Geschichte wohl zu Ende sein! Ihr werdet zu zeigen haben, daß Ihr gute Brandenburger und wackere Soldaten seid!“

Wieder erschallte ein donnernder Ruf. Sohr nickte befriedigt mit dem Kopfe. Ihm wurde das Stillhalten hier langweilig. Und ebenso ging es seinen Leuten.

„Wenn uns doch Isegrim erst vorschicken wollte!“ meinte ein blutjunges Bürschchen zu seinem Nebenmanne.

„Das laß nur Deine Sorge nicht sein! Der wird schon den rechten Zeitpunkt zu finden wissen! Hier heißt es abwarten!“

Eine Pause entstand. Gespannt blickten Aller Augen nach dem in eine Rauchwolke gehüllten Dorfe Möckern hinüber.

Und ebenso gespannt, wie die Brandenburger, sah auch der General von York nach jenem Dorfe. Am Besitz desselben hing der Ausgang der Schlacht. Kalt, wie immer, und gleichgültig, als ob ihn die Sache gar nichts anginge, hing der General mehr, als er saß im Sattel. Sturm auf Sturm war auf Möckern angeordnet worden, aber noch hatten keine Preußen darin Fuß fassen können. Furchtbare Opfer hatte schon der Kampf gefordert. Schwer verwundet hatte man den Brigadier Prinzen Karl von Mecklenburg, des Königs Friedrich Wilhelm III Schwager, aus dem Gefecht fortgetragen; tödtlich getroffen war Heinrich von Krosigk zusammengebrochen; ein hoher Ernst lag auf den Zügen des Todten, — wahrlich, „wer sich umgesehen hätte, um zu weichen, den hätte die Leiche zurückgedräut.“

Und so sanken Zahllose in den Sand, und noch immer war kein Vortheil zu ersehen. Dumpf dröhnte der Kanonendonner, ohrenerschütternd knatterte das Kleingewehrfeuer, laute Kommandorufe erschallten, der Jubelruf der zum Sturm vorgehenden Kolonnen tönte durch die Luft, Adjutanten flogen nach allen Richtungen, reiterlose Pferde sprengten umher, das Röcheln der Sterbenden und Verwundeten war vernehmbar, demolirte Geschütze wurden aus der Schlachtlinie gezogen, — man merkte es, daß hier eine Weltschlacht geschlagen wurde, bei der es sich für beide Gegner um Sein oder Nichtsein handelte. — —

Jetzt wird Sohr doch etwas unruhig.

„Wir kriegen das verfluchte Nest nicht!“ sagt er zu denen, die ihm zunächst halten.

„Da werden wir wohl erst mit unseren brandenburgischen Klingen freie Bahn schaffen müssen!“ entgegnet einer.

„Du kannst Recht haben!“ meint Sohr und blickt unverwandt nach jenem Chaos von Rauch und Feuer, in dem Möckern liegt.

Da plötzlich geschieht etwas Furchtbares — — —

Die Erde zittert, als ob sie bersten wollte, ein Feuermeer sieht man in der französischen Schlachtlinie anlodern, ein entsetzliches Krachen erschallt — — —

„Bei Gott!“ ruft Sohr, „da fliegen die Munitionswagen in die Höhe! Ein Hoch für den preußischen Kanonier, der den Schuß gethan hat!“

Jetzt sieht man, wie drüben in der französischen Linie eine heillose Verwirrung entsteht, man kann erkennen, wie die Reihen sich lockern, wie sie drängen und schieben, und plötzlich hört man ein brausendes Hurrah durch die Luft erschallen.

Die Brigade hat in Möckern festen Fuß gefaßt! Der entscheidende Augenblick ist da!

Da sieht Sohr den Höchstkommandirenden, General von York, auf sich zusausen. Tief vornübergebeugt hängt er im Sattel.

„Jetzt, Jungens“, donnert Sohr, „heraus mit der Plempe!“

Schon ist York heran.

„Major von Sohr, attaquiren!“ ruft er.

Sohr entgegnet ein paar unverständliche Worte, er zeigt mit dem Säbel auf die hinter seinen Brandenburgern haltenden Reitermassen. Dann wendet er sich an seine Husaren: „Vorwärts!“

Die Erde dröhnt unter dem Gestampf der galoppirenden Rosse. Ueber Todte und Verwundete hin geht der Weg. Was sich entgegenstellt wird niedergeritten. Hier, wie dort rasseln jetzt die brandenburgischen Säbel auf die Stahlhelme und die Bärenmützen der Franzosen nieder; wie wiehern die Rosse vor Kampfesmuth, wie rufen sich die Husaren gegenseitig ein Hurrah über das andere zu. Und Alles ist in eine Wolke von Staub und Qualm und Rauch gehüllt, daß man manchmal kaum den Nächsten erkennen kann.

York sieht den glänzenden Angriff der Brandenburger. Der alte Isegrim kargt sonst sehr mit seinem Lob; jetzt aber wendet er sich an seinen Adjutanten:

„Wackere Kerle die Brandenburger!“

Der Andere nickt nur, und der Alte wird wieder still.

Der gewaltige Stoß des preußischen Reiterangriffes hat die schon schwankende französische Schlachtlinie durchbrochen. Jetzt giebt es kein Halten mehr für diese. Wie sich auch die Befehlshaber bemühen, sie wieder zum Stehen zu bringen — es ist Alles vergebens. Und als nun noch gar York seine letzten Reserven vorschickt, als er die litthauischen Dragoner und die mecklenburgischen Husaren zum Angriff befiehlt, als diese unter brausendem Hurrah gegen die Franzosen anreiten, da giebt es Nichts mehr, was ihnen erfolgreichen Widerstand leisten könnte.

Mitten im dichtesten Getümmel kämpft Sohr.

„Jetzt die Kerls in die Elster!“ ruft er.

„Die sollen uns kennen lernen!“ wird ihm zur Antwort.

Furchtbar ist das Getöse umher; die Kommandoworte verklingen machtlos, es weiß ja auch ein Jeder, daß es jetzt nur ein Kommando geben kann und dieses heißt:

„Vorwärts!“

Und dieses zu befolgen, daran lassen es unsere Brandenburger nicht fehlen. Aber plötzlich sehen sie, daß ihr Kommandeur im Sattel schwankt, schnell sind einige um ihn — —

„Sohr ist todt!“

Ein Angstruf pflanzt sich von Mann zu Mann fort. Aber nur verwundet ist der tapfere Führer, und als diese Wahrheit bekannt wird, da erschallt ein freudiges Jauchzen. Man schafft den Major hinter die Linie.

Nun noch eine letzte, große Anstrengung! Und dann ist das französische Centrum gesprengt. Mit Thränen in den Augen sieht der tapfere Marschall Marmont die fliehenden Garden, er sammelt, was zu sammeln ist, um seinem bedrängten Kaiser wenigstens die letzten Trümmer seiner Elitetruppe zu retten — er weiß: hier ist es zu Ende!

Und über das Blachfeld hin schallt der donnernde Siegesgesang der preußischen Truppen, der schließlich ausklingt in den gewaltigen Choral, den einst des großen Friedrich' kleines Heer nach dem Siege von Leuthen anstimmte:

„Nun danket alle Gott!“

Ringsum brennende Dörfer, Todte und Verwundete in grausem Gemisch, zerbrochene Lafetten, demolirte Geschütze, verlorene Gewehre und Säbel, kleine Trupps versprengte Soldaten, hier und da Blutlachen, Czakos, Pistolen, Bajonette — das ist das Schlachtfeld von Möckern am Abend des 16. Oktober 1813. — —

Nicht wenig stolz aber sind die Brandenburgischen Husaren. Ihr kühner Angriff zugleich mit der Besitzergreifung des Dorfes Möckern durch die Horn'sche Brigade hat die Entscheidung des Tages herbeigeführt.

Ein Jeder von ihnen fühlte es: Hier wurden die Geschicke der Welt entschieden! Einer Welt, die lange genug unter dem Joche eines fremden Eroberers geseufzt hatte.

Freilich schwer waren die Opfer. Den verwundeten Kommandeur vermißten Alle schmerzlich. Und während das Regiment sich zur Verfolgung des am 18. Oktober in dem Riesenkampfe südlich und westlich von Leipzig völlig geschlagenen Feindes anschickte, blieb Sohr auf seinem Schmerzenslager zurück.

Aber es litt den Wackeren nicht lange. Noch den Arm in der Binde stellte er sich schon im Anfang des Dezember wieder in Wiesbaden bei seinem Korpskommandeur und seinem Regimente ein. Und noch gar manches Mal sausten die brandenburgischen Husarenklingen auf die Feinde nieder — an dem Unglückstage von Montmirail sowohl, wie bei Chateau Thierry und in der glänzenden Siegesnacht von Athis bei Laon. Und noch heute, nach achtzig Jahren, hören wir erzählen von den Großthaten unserer Vorfahren — wissen wir doch auch, daß derselbe Geist, der sie beseelte an der Katzbach und bei Möckern, bei Brienne und bei Laon, bei Waterloo und vor Paris auch uns selbst beseelen wird, wenn der Feind unsere Grenzen bedrohen und der Kaiser sein Volk zu den Waffen rufen sollte. **Und gern und freudig werden, gleich Jenen, auch wir dann, wie Max von Schenkendorff singt:**

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

---

* **Das Pfeilgift.** Ueber die Wirkung des Pfeilgiftes der Wa Nyika, Wa Kamba und Wa Gyriama in Ost-Aequatorial-Afrika haben neuerdings Professor Fraser und Dr. Tillie in Edinburg Versuche angestellt. Bisher war nur bekannt, daß jenes Gift, dem der Stophantus-Samen sehr ähnlich sei, jedoch aus dem Holze und den Wurzeln eines unbekannten Baumes hergestellt werde. Wie sich jetzt aus Blättern und Früchten ergeben hat, gehört er dem Genus Arokanthera an: die Spezies war mangels der Blüthen nicht zu bestimmen. Die genannten Forscher stellten aus dem Holze mittelst Alkohols farblose nadelförmige Krystalle dar, welche sich büschel- und rosettenförmig gruppiren. Die Wirkung dieser krystallinischen Substanz auf Thiere ist dieselbe, wie die des Pfeilgiftes, nur viermal stärker und tritt schon nach der subcutanen Injektion sehr geringer Mengen ein. Bei einem Kaninchen genügt $^1/_{200}$—$^1/_{250}$ Gramm pro Kilogramm Körpergewicht, um nach einer Stunde den Tod herbeizuführen; Frösche bedürfen einer etwas größeren Dosis und erliegen gewöhnlich erst nach 3-6 Stunden. Nach der Injektion vermindern sich Athmung und Herzschlag sehr schnell und willkürliche Bewegungen hören auf. Frösche sperren das Maul auf, machen Brechbewegungen und werden, wie auch Kaninchen, von Zuckungen befallen. Ist die Dosis des Giftes größer oder seine Wirkung besonders kräftig, so treten konvulsivische Bewegungen auf. Ob der Tod durch Aufhören der Herzthätigkeit oder durch die Unmöglichkeit des Athmens eintritt, ist schwer zu entscheiden, denn meistens dauert zwar letzteres noch eine Zeit lang nach dem Stillstehen des Herzens fort, bisweilen aber tritt Scheintod ein, trotzdem das Herz noch schlägt. Unmittelbar nach dem Tode sind die motorischen Nerven noch reizbarer und verursachen Muskelkontraktionen: sehr bald werden die Muskeln jedoch starr. Wie Kontrolversuche ergaben, wirkt das Gift vorzugsweise auf die Herzthätigkeit hindernd ein; die Abnahme der Athmung ist eine durch die Unterbrechung des Blutkreislaufes bedingte sekundäre Erscheinung, ebenso auch das Aufhören der willkürlichen und Reflexbewegungen. Die Zuckungen treten besonders in der Nähe der Injektionsstelle auf und werden durch Einwirkung des Giftes auf die Enden der motorischen Nerven hervorgerufen: übrigens kann man durch starke Dosen auch die sensorischen Nerven empfindlich machen. Künstliche Athmung erwies sich als nutzlos.

* **Aus amerikanischen Witzblättern.** Mrs. von Blumer: „Ich bin so erschrocken. Mir scheint, der junge Mann im Parlor versucht Klara zu küssen. Wenigstens ist mir so, als ob ich sie schreien gehört.“ Mr. von Blumer (springt, die Zeitung in der Hand, von seinem Sitz auf): „Teufel, da will ich gleich zu ihnen hineinschauen.“ Mrs. Von Blumer: „Du kannst nicht hinein, mein Lieber, das Kind hat die Thüre von innen zugesperrt.“ — Ein Kind fin de siècle: **Die vierzehnjährige Miß Tottie (zu dem sich ihren Eltern vorstellenden neuen Pastor): „Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Mr. Chassuble?“ Der neue Pastor: „Gewiß, mein Kind, was willst Du?“ Tottie: „Ich bin mit Willie Smith verlobt, und ich möchte, daß Sie das „und ihm gehorchen“ auslassen, wenn Sie uns einmal trauen.“** — Eddy: „Wie gefällt Dir Euer neue Lehrer?“ Tommy: „Gar nicht. Er ist einer von den Gewissenhaften. Diese Art von Menschen fühlt sich nie unwohl genug, um einmal zu Hause zu bleiben.“ — Ein Vorurtheilsloser. Mr. Aengstlich: „Diese Jagd nach Aemtern, Sir, ist eine Schmach für das Land. Sie ekelt mich geradezu an.“ Mr. Streber: „Sie selbst suchen auch freilich kein Amt, Sir.“ Mr. Aengstlich: „Durchaus nicht, Sir. Ich habe gegenwärtig ein Amt inne, ich bin von der früheren Administration angestellt worden.“ — Penelope: „Was für eine Art von Mensch ist er?“ Perdita: „Ach, so gut wie die Anderen.“ Penelope: „Nun, wenn er nur so schlecht wäre, als die Anderen, könnte er eher interessant sein.“ — „Was wollen Sie mir auf dieses Exemplar von Paschals Sammlung der Gesetze des Staates Texas leihen?“ fragte ein prominenter Advokat aus Houston, indem er in den Laden von „Jake der Pfandverleiher“ eintrat. „Nischt“, antwortete der Pfandverleiher, „ich leihe kein Geld auf einzelne Bücher, nur auf ganze Bibliotheken.“ „Well, dieses Buch ist meine ganze Bibliothek,“ erwiderte der angesehene Anwalt. — Mr. Geldknapp: „Was zahlen wir diesem Weibe für's Waschen?“ Mrs. G.: „Einen Dollar per Woche.“ „Hum! Ich kann eine Waschmaschine für 10 Dollars kriegen, und ich will sie auch kaufen.“ Mr. Geldknapp (einen Monat später): „No, wie arbeitet die Waschmaschine?“ Mrs. G.: „Recht gut, nur ein bischen theuer.“ „Theuer, wie so?“ „Die Waschfrau zwingt mich, ihr noch einen Burschen aufzunehmen, der ihr helfen muß, die Waschmaschine zu drehen.“ — Auf der Ausstellung. Eine Lady vom Lande fragt einen Aufseher: „In welchem der Gebäude sind die berühmten Lagunen ausgestellt?“ — Der Krakehler: „Das ist doch Straßenräuberei hier in Chicago. Der Wirth des Hotels Himmelhoch berechnet mir da zwei Dollars für ein elendes Frühstück.“ Der Mitleidige: „Das ist Erpressung. Hatten Sie nichts außer dem Frühstück?“ Der Krakehler: „Absolut nichts, außer einem Zimmer im zweiten Stock und dem Souper gestern Abend“ — Mr. Hartwaare (in seinem Metallgeschäft, State Street, Chicago): „Well, wir haben da eine Unmasse von allerlei Metallstangen, für die wir keinen Absatz finden.“ Der erste Clerk des Geschäfts: „Das macht nichts. Malen Sie nur drauf: „Worlds fair 1893“, und sie werden als Souvenire abgehen wie frische Semmeln.“ — Wohlthäter: „Ich gebe Ihnen hier einen Viertel-Dollar. Werden Sie dafür ins Bad gehen?“ Landstreicher: „Was, am Vorabend einer großen finanziellen Krise soll ich all mein Geld ausgeben? Nicht schlecht!“ — Er: „Glaubst Du an Träume?“ Sie: „No, ja!“ „Well, letzte Nacht träumte ich, daß ich Dich geküßt habe.“ „Träume bedeuten **immer das Gegentheil, Du weißt.“ „So dann mußt Du mich küssen.“**

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.